

Erinnerung an die Zukunft - Andenken an Beirut

Abraham A. Zeitoun



1 Vom Verschwinden der Katze

Genki Kawamura erzählt in seinem Roman *Wenn alle Katzen von der Welt verschwänden* von einem Mann, der nur noch wenige Monate zu leben hat. Eines Tages macht ihm der Teufel, der in Gestalt eines exaltierten Doppelgängers des Protagonisten auftritt, ein Angebot, das zu verlockend ist, um wahr zu sein: Für alles, was der Mann aus der Welt verschwinden zu lassen bereit ist, verlängert der Teufel sein Leben – jeweils um einen Tag.

Der Tauschhandel funktioniert zunächst reibungslos. Bis der Sterbende gezwungen ist, auch solche Dinge verschwinden zu lassen, die die Welt seiner Ansicht nach auszeichnen. Er ist hin- und hergerissen, steht er doch vor einer grundlegenden Frage: Worauf kommt es im Leben an? Der Charakter eines Menschen offenbart sich vor allem in den Momenten seiner Fehlbarkeit, dann, wenn auf der Stelle Entscheidungen getroffen werden müssen, dann, wenn wir als Leser*innen in die Rolle der Hauptfigur schlüpfen und die Geschichte für uns lebendig wird.

Was aber, wenn die Geschichte wahr und der Teufel unter uns ist, wenn er längst zu unserem Leben gehört, ohne dass es uns aufgefallen wäre? Was, wenn man uns die Dinge, die uns am wichtigsten sind, von jetzt auf gleich nehmen könnte? Wenn wir im Grunde bloß Figuren in irgendeiner Geschichte wären, die ohne unser Wissen und Mitwirken geschrieben wurde? Worauf kommt es im Leben an?

Auf Würde – vielleicht. Auf das Leben selbst – mindestens.

Was wäre, wenn wir zwischen beidem wählen müssten? An einem Ort, wo Leben und Würde einander ausschlössen?

Was, wenn in Beirut weder das eine noch das andere zu haben wäre? Was, wenn die Stadt ein Schatten ihrer selbst geworden wäre? Was, wenn in ihr ein Klima herrscht, in dem sich alles Lebendige einer rosa-orangen Wolke anpassen muss, die der Mittelmeerwind über die Stadt trägt?

Manch eine*r wird mir Pathos vorwerfen. Aber tief in meinem Innersten bin ich überzeugt davon, dass ich – wir – noch viel mehr Pathos brauchen. Nur dauert es eben, bis man seine Traumata verstanden und bewältigt hat. Außerdem sind wir im Libanon mit zu vielen Traumata gleichzeitig beschäftigt. Sie lassen sich nicht alle auf einmal verarbeiten.

Traumatisch war nicht zuletzt der 4. August 2020, als im Hafen von Beirut eine Lagerhalle mit fast 3000 Tonnen Ammoniumnitrat explodierte. Vielleicht haben Sie in den Nachrichten davon gehört. Vielleicht haben Sie sogar die Bilder der rosa-orangen Rauchwolke gesehen. Vielleicht wollten Sie genauer wissen, was dort passiert ist, und haben sich informiert. Falls der Vorfall an Ihnen vorbeigegangen ist, schlage ich

vor, dass Sie selbst ein wenig recherchieren, um sich mit den Hintergründen vertraut zu machen.

Ich habe die Explosion zwar selbst erlebt, aber ich werde Ihnen nicht erzählen, was genau an diesem Tag geschehen ist. Es gibt keine Worte für die unerträgliche Ungeheuerlichkeit der Gefühle und Instinkte, die bei einer solchen Katastrophe noch aus der letzten Faser eines menschlichen Körpers hervorbrechen.

Stattdessen möchte ich Sie darum bitten, den 4. August 2020 zum Ausgangspunkt für jene kurze Geschichte zu nehmen, die wir hier und jetzt gemeinsam erleben werden, eine Geschichte voller Wendungen, in der Sie und ich die Figuren sind. Bevor wir anfangen, möchte ich Sie bitten, sich eine kleine graue Katze vorzustellen, die auf einer Fensterbank sitzt. Sie schaut in den Garten eines verlassenen Gebäudes aus der Mitte des letzten Jahrhunderts. Der Garten liegt auf dem Nachbargrundstück. Der Himmel ist klar. Der Schatten eines gläsernen Hochhauses fällt zu Ihnen ins Zimmer. Sie liegen im Bett, wachen von einem späten Nickerchen auf und schauen Ihrer Freundin, der Katze, beim Räkeln in der Sonne zu.

Da kommt der Schatten des Hochhauses näher, die Katze rennt davon, versteckt sich, der Boden bebt, und alle losen Gegenstände fangen an zu klappern, wobei ein unheimlicher Nachhall zu hören ist, bis das Gebäude selbst sich bewegt und Ihr Schlafzimmer in sich zusammenstürzt. Aber seien Sie versichert: Sie leben noch.

Ihre Katze hat dieses Glück nicht gehabt, so wie ein paar hundert andere Wesen auch nicht, die innerhalb von Sekunden um ihr Leben gebracht wurden.

Schließlich sollen Sie wissen, dass all dies nicht hätte passieren dürfen. Dass es leicht hätte vermieden werden können. Dass wir wissen, wer die Verantwortung trägt. Und dass zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Textes noch immer niemand zur Verantwortung gezogen wurde.

2 Erinnerungen aus Staub

Erinnerungen sind Informationen, die von unserem Gehirn kodiert und bei Bedarf abgerufen werden. Als solche beeinflussen sie unsere zukünftigen Handlungen. Wenn Erinnerungen nicht mehr abrufbar sind, weil wir das Pech haben, vergesslich zu sein oder unter Amnesie zu leiden, werden wir daran gehindert, uns weiterzuentwickeln.

Zudem sind Erinnerungen immer auch individuelle und kollektive Konstruktionen. Manche Erinnerungen, die an uns weitergegeben werden, betrachten wir als unsere eigenen. Unser kollektives Gedächtnis spielt eine wichtige Rolle bei der Ausbildung unserer Identität. Es steht für die spezifische Art und Weise, wie wir vergangene Ereignisse auf Grundlage bestimmter Werte, Narrative und Vorurteile einschätzen. Es handelt sich dabei um einen anderen Prozess als den der Geschichtsschreibung, deren Ziel darin besteht, ein umfassendes und genaues Bild von der Vergangenheit zu zeichnen, eine Aufgabe, die vor allem dort oft unmöglich erscheint, wo eine solche Arbeit noch nie geleistet wurde.

Erinnerungen sind insofern problematisch, als sie vergänglich sind. Sie erodieren mit der Zeit, werden durch neue Erinnerungen überschrieben oder sind plötzlich wie ausgelöscht, jedenfalls für eine Weile, aufgrund von Vorgängen, die sich unserer Kontrolle entziehen, durch höhere Gewalt. Wie können wir der Unzuverlässigkeit von Erinnerungen etwas entgegensetzen, nachdem es zu einem so zerstörerischen Ereignis gekommen ist? Darauf habe ich keine Antwort.

Wäre Beirut eine Erinnerung, es wäre unmöglich, sie in ihre Bestandteile zu zerlegen. Die Stadt ist ein Produkt ihrer Vergangenheit, sie ist gemacht wie viele Erinnerungen, die an uns weitergegeben und reproduziert wurden, die falsche Erinnerungen sind, Betrügerinnen, die unser Innerstes durchdringen. Die Stadt macht es einem schwer, zu unterscheiden, was wirklich ist und was imaginär, weil sie vor unseren Augen unaufhörlich neu erfunden wird. Es ist nicht leicht, an einem Ort, dessen urbanes und soziales Gefüge so schnellen, oft explosiven Veränderungen unterliegt, wo jeder Traum von Stabilität über kurz oder lang zu Staub zerfällt, Hoffnung zu haben und Wurzeln zu schlagen.

Aber der Staub ist wirklich, und er wird nicht so schnell wieder verschwinden. Wir leben im Staub. Der Staub wird sichtbar im Licht, das in unsere Zimmer fällt, er sammelt sich in den Ecken der Räume und wird immer mehr, weil auch unser Körper, weil auch die Schuppen unserer Haut zu Staub zerfallen. Aber selbst dann, wenn uns die Stadt immer wieder aufs Neue dazu zwingt, uns anzupassen, existiert unser altes Selbst weiter und wartet auf den Tag, an dem der Wind der Veränderung stark genug wehen wird, damit wir die Kontrolle übernehmen können.

3 Eine normale Kindheit

Ich erinnere mich noch lebhaft an den ersten Tag im Libanon, an den Geruch, an das überlaufende Abwasser auf der Straße, die vom Flughafen in die Stadt führte, an all die Hochhäuser. Meine Eltern hatten mich und meine Geschwister lange auf den großen Umzug von Sydney nach Beirut vorbereitet. Aber nichts hätte uns darauf vorbereiten können, womit wir hier konfrontiert wurden.

Wir waren Außerirdische, gelandet an einem fremden Ort, der uns zwar irgendwie vertraut vorkam, aber trotzdem unendlich viele erste Eindrücke hervorrief. Wir wussten, schon als Kinder, dies ist die Dritte Welt. Wir wussten auch, dass wir mit kulturellen Unterschieden, Sprachbarrieren, Problemen im Alltag und zahllosen anderen Schwierigkeiten konfrontiert werden würden. Als australisches Kind mit libanesischen Wurzeln fiel es mir anfangs schwer, mich zu integrieren. Ich konnte kein Arabisch, ich hieß Abraham, und ich wusste nicht, dass der Libanon erst vor Kurzem einen langen Krieg hinter sich gebracht hatte. Ich war aufgeschlossen und schüchtern zugleich. Und es kam mir so vor, als hätte ich kein Recht dazuzugehören.

Trotzdem hatten die neunziger Jahre im Libanon unendlich viel zu bieten. Viele Kinder in meinem Alter waren so wie ich im Ausland zur Welt gekommen und fanden sich unvermittelt in einem fremden Land wieder, das auf einmal ihr Zuhause sein sollte. Wir sprachen verschiedene Sprachen. Wir erzählten uns von den Städten und Ländern, aus

denen wir kamen. Die meisten von uns fühlten sich entwurzelt und hatten Heimweh. Aber wir waren uns so nah, dass sich die Stadt tatsächlich wie unser Zuhause anfühlte. Langsam aber sicher lernten viele von uns, sich zu integrieren, Beirut zu lieben und zu verstehen. Wir wussten zu schätzen, dass uns der Libanon etwas schenkte, das vielleicht nur hier zu haben war. Und natürlich hat man uns immer wieder eingeredet, dass wir jetzt, nach dem Krieg, einen Teil zur Erneuerung des Landes beitrugen, was in gewisser Weise auch stimmte.

Ein Jahrzehnt später, der Libanon hatte zahlreiche Rückschläge erlbt, war ich ein junger Erwachsener und fühlte mich Beirut verbunden. Ich verliebte mich zum ersten Mal. Ich erlebte meinen ersten Liebeskummer. Und ich entdeckte die Stadt – stets aufs Neue. Ich unternahm Roadtrips. Und ich las: Geschichtsbücher, Gedichte und erzählende Literatur über und aus dem Libanon. Ich machte neue Bekanntschaften, lernte, mich allein zurechtzufinden, prägte mir Straßen, Stadtteile, Gerüche und Farben ein.

Was mir aus diesen prägenden Jahren im Libanon in Erinnerung geblieben ist, hat seinen Sinn für mich verloren. Die Erinnerungen gehören einer fernen Vergangenheit an und haben im Grunde nichts mehr mit mir zu tun. Die Stadt, die einst unser Spielplatz war, ist feindselig geworden. Die Lebensfreude und die Widerstandsfähigkeit der Menschen – Eigenschaften, auf die man hier immer stolz war – haben in den letzten zwei Jahrzehnten nachgelassen. Schuld daran sind der zügellose Kapitalismus, die allgegenwärtige Korruption und die schwelenden Konfessionskonflikte. All diese Dinge haben das Land verändert. Wie es aussieht, wie es sich anfühlt. Wie es ist, hier zu leben. Auch die Stadtlandschaft hat sich verändert. Die Orte, an denen ich so oft gewesen bin, haben sich den neuen Verhältnissen angepasst, so sehr, dass ich sie kaum noch wiedererkenne. Manche Orte sind einfach verschwunden. Der Großteil meiner Freunde hat den Libanon aus genau denselben Gründen verlassen wie viele andere Menschen vor ihnen auch. Weil sie ein richtiges Zuhause brauchten, einen Ort, an dem man sich sicher fühlen, Geld verdienen, ein weitgehend normales Leben führen kann. Ich fühle mich wieder wie ein achtjähriger Junge – in einer verwaisten Stadt.

Ich habe nicht vor, Vater zu werden, aber eines weiß ich genau: Wenn ich Kinder hätte, würde ich sie im Libanon der neunziger Jahre großziehen wollen und auf keinen Fall im Libanon der Gegenwart. Viele Menschen können sich jedoch nicht aussuchen, wie sie ihr Leben leben. Man tut, was man kann, mit dem, was einem zur Verfügung steht.

4 Meine Götter sind besser als Eure

Mitte Oktober 2019 glich die Stimmung im Land dem Anfang eines Romans, von dem man weiß, dass er traurig endet. Aber dann, am 17. desselben Monats, kam unerwartet etwas ins Rollen, das die Handlung des Romans in andere Bahnen lenken sollte.

Überall im Land gingen Menschen auf die Straße, mit einer Wut im Bauch, die sich lange in ihnen aufgestaut hatte. Sie forderten Veränderungen. Viele verlangten eine grundlegende Neuordnung des zersplitterten und korrupten politischen Systems. Zuerst waren wir sprachlos angesichts der Massenproteste. Aber dann kehrte unsere Hoffnung zurück, ein Gefühl der Entschlossenheit stellte sich ein, und in den Folgemonaten weitete sich der Protest auf alle Bevölkerungsschichten aus. Auf den Straßen und Plätzen kamen die unterschiedlichsten Menschen zusammen. Ökonomische, konfessionelle und soziale Unterschiede schienen keine Rolle mehr zu spielen. Wir forderten Veränderungen auf ganzer Linie: die Anerkennung unserer Rechte als gleichberechtigte Bürgerinnen und Bürger eines Rechtsstaats, echte Souveränität, wirtschaftlichen Wohlstand, ein Recht auf Würde. Endlich, so glaubten wir, würden wir selbstbestimmt leben können, unabhängig von freiwilligen oder erzwungenen Gruppenzugehörigkeiten.

Der Aufstand vom 17. Oktober 2019 hatte sich angekündigt. Immer wieder war es in den Jahren zuvor zu Protesten gekommen, größtenteils in und um Beirut, aber nie zuvor waren sie von einem solchen Ausmaß gewesen. Die Zuversicht und Energie waren berauschkend. Es gab jetzt Gruppendiskussionen, die Menschen eroberten sich den öffentlichen Raum. Viele von uns hatten das Gefühl, dass unsere Städte jetzt tatsächlich uns gehörten – uns allen. Wir wollten unser Schicksal in die

eigenen Hände nehmen, die traditionellen Parteien sollten entmachtet, Korruption und staatliche Gewalt verfolgt werden. Ich habe mich damals schwer damit getan, die Vorgänge als Revolution zu bezeichnen. Das Wort hat mir nicht behagt, noch heute zucke ich zusammen, wenn es jemand leichtfertig in den Mund nimmt. Das Namenlose hat größeres Potenzial. Weil man es unablässig hinterfragen, weil man es sich bewusst zu eigen machen muss, damit es sich nach den eigenen Vorstellungen entwickelt, damit man es formen und gestalten kann.

Die Bewegung erlebte zahlreiche Rückschläge, bis die Pandemie den Aufstand schließlich zum Stillstand brachte. Allerdings hatte das gewaltsame Vorgehen der herrschenden Elite und ihrer zahlreichen Unterstützer die Stärke der Bewegung schon lange vor dem Virus in Mitleidenschaft gezogen. Wir begriffen schnell, dass mit den Machthabern, insbesondere der Hisbollah, ein Leben in Würde, so wie wir es uns vorstellten, nicht möglich war. Der Einsatz für ein Leben in Würde nach unserem Verständnis hätte uns Gewalt, Unrecht und Demütigungen eingebracht. Würde am Gängelband, wie man sie uns versprochen hatte, war mit unserem Streben nach kollektiver Autonomie und kollektivem Wohlergehen unvereinbar. Diese Art der Würde erfordert die Unterwerfung unter Gott und Gottes Apologeten (im Falle des Libanon unter den Klerus und die politische Klasse), außerdem die Einhaltung eines strengen Moralkodex und die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe, die man sich nicht aussuchen kann. Ein solcher Begriff von Würde herrscht in verschiedenen Ländern dieser Weltregion vor.

Unabhängig davon, an welchem Punkt wir, die wir uns erhoben haben, heute stehen, eines ist sicher: Die Stellvertreter des formellen und informellen Staats regieren den Libanon nach wie vor mit eiserner Faust. Sie haben neue Ängste geschürt und den jahrzehntealten Status quo aufrechterhalten. Nach wie vor sehen viele Menschen in ihren Clanchefs so etwas wie regionale Gottheiten. Diesen Gottheiten kommt eine ähnliche Bedeutung zu wie jeder Gottheit, die im Lauf der Geschichte angebetet wurde. Sowohl die Zugehörigkeit zu einem Clan oder zu einer Gemeinschaft, als auch die Verehrung einer einflussreichen Person müssen für sich genommen nicht problematisch sein. Die Unmöglichkeit dagegen, ein Leben außerhalb solcher Loyalitätsverhältnisse zu

führen, ist zutiefst problematisch, und die Unmöglichkeit, eine Gottheit, die von den Massen verehrt wird, strafrechtlich zu verfolgen, biligt eine extreme Form der Ungerechtigkeit als Norm. Wir sind kaum oder gar nicht handlungsfähig, weil uns unsere Handlungsfähigkeit von unseren regionalen Gottheiten genommen wurde oder weil wir uns ihnen gebeugt haben und dies selbst dann noch tun, wenn sie uns alles Wichtige im Leben genommen haben, sogar das Leben selbst.

Aber ob wir, das Volk, oder sie, die Herrschenden, es nun wollen oder nicht: Das Land hat sich verändert. Der alte Libanon ist Vergangenheit, ein für alle Mal. Das Land kann den zahlreichen Krisen, denen es ausgesetzt ist, nichts entgegensetzen. Und dieser Umstand könnte die Herrschenden dazu zwingen, sich dem Druck der Straße und dem Druck auf internationaler Ebene zu beugen. Ich bin mir sicher, dass eines Tages die Gerechtigkeit siegen wird, und sei es auch nur in Teilen. Aller Unbill zum Trotz – es werden bessere Tage kommen.

5 Kriegserklärung eines Ketzers

Wenn ich an die libanesische Führung, ihre Familien und Unterstützungsnetzwerke denke, kommen mir bestimmte Wörter in den Sinn. Wenn ich, in sogenannter unverantwortlicher Weise, mit diesen Wörtern auf mächtige Personen abzielen würde, könnte mich das ins Gefängnis bringen. Es ist bemerkenswert, dass diese Begriffe und Slogans auf den Straßen des Libanon skandiert wurden, immer noch skandiert werden und seit dem Aufstand im Oktober 2019 auf Mauern und Plakatwänden zu lesen sind. Diese verbotenen und damit umso wichtigeren Zuschreibungen haben sogar Eingang in die Massenmedien gefunden, vor allem ins Fernsehen, wurden dort aber immer als schändliche Ketzerei diskreditiert, die das fragile sozioreligiöse Gleichgewicht im Land gefährde und die Integrität und Autorität des Staates untergrabe.

Die Libanes*innen sind in der Öffentlichkeit zu anständig. Man erwartet von uns, dass wir uns an bestimmte Umgangsformen halten, selbst in Zeiten der Not und inmitten öffentlichen Aufruhrs, wo das Land buchstäblich in Flammen steht. Sag nicht dies, tu nicht das. Das

Unmögliche wird so gut wie nie möglich, weil wir ständig gezwungen sind, uns für unsere Wut und unsere Wünsche zu geißeln, uns zu mässigen. Wir bringen uns in Gefahr, allein dadurch, dass wir zum Ausdruck bringen, was die große Mehrheit ohnehin denkt. Wir haben unsere Vorstellungen mitgeteilt, ohne sie in die Tat umzusetzen, aber selbst offene Worte sind für den Staat so bedrohlich, dass die Unterdrückungsmaschinerie angeworfen wird. Als könnte ein einziges Wort den Staat zum Einsturz bringen.

Ich bin stolz darauf, ein Ketzer zu sein. Indem ich mich der Ketzerei verschreibe, entwerfe ich Formen des Ausdrucks, die mir entsprechen. Mit den folgenden Worten begebe ich mich in einen andersartigen Zustand, an die Seite meiner Landsleute, die dieselben Ideale mit mir teilen und die darum kämpfen, in einem Land dazuzugehören, das reich und einzigartig ist und das von jenen, die an ihrer Macht festhalten, seiner Wahrheit beraubt wurde:

Ich spucke auf Eure Gräber und entweihe Eure Götzen. Ich habe keine Superkräfte, aber in mir lodern tausende Feuer, die ich in Eure Häuser schicken will – so wie Ihr und Eure Familien zahllose Häuser und Leben zerstört und weiter Euer verschwenderisches Leben führt, ohne einen Funken Reue, ohne auch nur irgendetwas zu tun, um das Leid zu beenden, das Ihr Euren eigenen Leuten zugefügt habt. Wir sind nicht Eure Untertanen, wir waschen uns rein von Euren Namen.

So sehr ich es mir auch wünsche: Ich kann diese Worte nicht einfach so sagen. Nicht im Libanon von heute, wo solche Äußerungen als zutiefst unmoralisch gelten. Aber eines Tages wird es Menschen geben, die diese Worte aussprechen, und ich verneige mich schon jetzt vor ihnen.

Aus dem Englischen von Gregor Runge.